

Von Hilde Stein.

Erziehung zur Ehe

Vom Heizen

Schwiegermutter und Schwiegertochter

Rezepte

Apfel und Kartoffeln. Zwei Pfund Mus-
apfel werden geschält, entkernt, gewiebelt und
weich gekocht, aber nicht zu Mus. Ebensoviel
Kartoffeln werden geschält und wie Salzkar-
toffeln gargekocht, aber nicht abgeseigt, son-
dern mit dem Rodwasser zu Brei gerührt. Eine
mitte-große Zwiebel wird in feine Würfel ge-
schnitten und mit $\frac{1}{4}$ Pfund kleiner Speckwürste
goldgelb geröstet. Darunter ein Schöpfel Wei-
zenmehl gar gerührt und das alles an die
Apfel und Kartoffeln gegeben. Je nach Bedarf
noch mit etwas Zucker und Essig abgeschmeckt.
gibt man zu dem nun fertigen Gericht als Bei-
gabe Wiener Würstchen.

Aus dem Engen und Weiten

„Gesund sein, jung sein, froh sein!“

Unverbesserliche Einbildung.

Professor B. in Halle hielt sich für einen
Monis, der allen Damenbergen gefährlich sei.
Auf der Straße entpinn sich ein folgendes
Gespräch zwischen ihm und seinem folgenden
Diener. „Johann!“ — „Herr Professor?“ —
„Johann, hast Du die Damen gesehen, die eben
vorbei gingen?“ — „Ja, Herr Professor!“ —
„Saben sie sich nach mir umgesehen?“ —
„Natürlich, Herr Professor, gar sehrlich, das
können Sie mit glauben!“ — Professor B.
schreit weiter mit den Worten: „Laß sie
ermachen, Johann!“

Büchertisch

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 46

Altena, den 15. November

1927

Frauen als Blumen — Frauen
als Fesseln im Leben der Männer

Von Waldemar Ebermann, Lichterfelde.

Das sind Höchstepunkte im Dasein, Stunden der Poesie, des Glücks, Feiertage des Lebens. Dann kommt die Zeit, von der der Dichter sagt: Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben. . . . Man findet sich zurück in den Wuttag, man wird wieder nüchtern, man flieht die Dinge allmählich wieder, wie sie sind, wärsche, piegielt hatte. Und das ist gut so. Immer kann nicht Feiertag sein. — Man hat die Frauen oft mit Blumen verglichen; vielleicht sehr zu Unrecht, wenn auch dieser Vergleich fürs erste locht.

Nichts vergeht so schnell wie eine Blum-
heute nach derbeugert ihre Schönheit, darauf
ist ihr Duft, morgen — werthen mit sie beiseite, &
ist ihr welches Aussehen, ihre Duftlosigkeit
mit Unbezogen erfüllt. Vergessen ist sie, we-
trauern ihr nicht nach. Die Frauen? Wenn
müchlich Frauen sind, nicht Dinge, Puppe
sondern Wesen die von ihrem inneren We-
überzeugt sind, lassen sich nicht so gering
schätzen, nicht so bald abtun. Darum eben tri-
jener Vergleich mit den Blumen so wenig
Dennoch — sie werden oft nur zu bald ab-
ta, mit Unwillen nur noch extogen, aus
neigung ward Gleichgültigkeit, aus Acht-
Widerstreben, aus allem, was gewesen, bli-
oft nicht weiter zurück als das Verwacht
der Unfreiheit: Die Frau ward zur Fessel
den Mann!

Woran liegt das? Wer trägt die Schuld hieran? Die Frau? Der Mann? Oder beide?

Vielleicht das Leben selbst. Nun, das Leben können wir nicht ändern. Vielleicht mag eine kluge Frau aber dennoch diesem allgemeinen Lauf der Dinge Einhalt zu gebieten!

Auf zweierlei käme es hier an: Entweder darauf, daß die Zeit des Glückes, die Tugend der Rosen, nicht allgumel dähnelien, und erschreckend schnell die Ernüchterung folgen kann, daß man erstere recht genossen! Daß, wenn es endlich wenigstens nicht zu nem Letzten, jenem Fäßlichen kommt, zu je völligen Entfremdung, deren notwendige Zeit der Frau die Verbitterung, die Ungerechtigkeit ist, beim Manne das lähmende Gefährte ich doch frei!

Der Frau — das unterliegt keinem Zweifel — steht in weit höherem Maße die Aufgabe und auch die Möglichkeit zu, den Entwicklungsgang einer Ehe unbewußt zu lenken, dem Manne.

An ihr also wird es sein, hier den nicht Weg zu finden, bei der Gefahr des allgütigen Sideseinanderlebens ausschließt und selbst davor bewahrt, von dem Manne als Last empfunden zu werden. Die Selbst der Frau ist heute eine wesentlich andere, sie zu früheren Zeiten war. Fast scheint es, ob die Frau im Laufe der Jahre durch vielerlei sehr merkwürdigen Wandlungen, die sie sich freiwillig unterwarf, einen großen der Achtung eingeblüht, die man ihr in früh Jahren zu gollen gewohnt war. Und auf dem Wege scheint es noch immer fortzugehen. Man nimmt die Frau heute nicht mehr ernst; man überläßt ihr tieferen Werte, man zu sehr von ihnen abgelenkt wird

Herdfeuer

Die dürrn Blätter tropfen von den Zweigen,
Kastanien glänzen goldig braun im Gras,
Der Waldweg spinnt sich ein in Dunst und
Schweigen,
Blaß glimmt die Sonne wie ein Goldtopas.

Die Luft trägt einen Ruch von Gruft und Sterben.

Von Sägebutten brennt der Rosenstrauch,
Im welken Laube gehst du wie auf Scherben.
Mariengarn zerreißt im Windeshauch.

In unsers Hauses Herd glühn hell die Flammen.

Wir fühlen tief, wie warm die Liebe hält,
Wir rücken eng im goldnen Kreis zusammen
In unsrer Blut zerschmilzt die kalte Welt . .

Ilse Franke.

fortgesetzte äußere Umstellungen, die gewisse
makroökonomische Abläufe ablösen.

Die Frau fordert selbst dazu heraus und vergißt darüber ganz, daß die Laune für etwas unerhörte Wertvolles, Hohes, Unmüßiges bringendes kofet: Ihre Fräulichkeit. Das, was schließlich und zuletzt ihren ursprünglichen eigenthümlichen Zweck ausmacht, mit dem ihr Mann oder fällt. Denn — es ist einmal für den Mann — jeder Mann — sucht im Grunde doch immer zur Ergänzung seiner eigenen Befriedigung in der Frau das Weib; das, was sich schöpft in Güte, Verthehen, Fürsorglichkeit, Mütterlichkeit. Es baut die bleibende Brücke zwischen beiden Geschlechtern, es bietet ihnen die Lust für eine Sannonie der Seelen. Sucht man etwas anderes als das, so ist dies ein Versehen, das je eines nicht gefunden hat. Und — der Tat, diese Regungen sind recht selten geworden bei der Frau von heute.

Die Frau strebt seit Jahren mehr und mehr einer icht nur äußerlichen, sondern auch innerlichen Bermanidung zu. Und so wird sie der Manne fremd, unuerständlich, enttäuscht und wird ihm zuletzt — unbecuimt! Mo früher merodisch einte, zeigt sich heute ein gegenseitiges Sidmeissen, Kampf; wo einst Grundsglück galt: Mit einander und für einander, heist es heute: Wie kommt jeder zu nem Recht! Eine auf dieser Basis ruhende empfindet der Mann aber als Fessell! Mannestum lehnt sich dogegen auf und kommt schließlich dazu, daß der Mann eine solche Ee entweder von sich abwirft oder sich nach Lebensaufassung — sie schweigend

trägt! So mid dieselbe Frau, die einst
Ideal des Mannes war, dielm – zur Last!
und nicht nur die Blätter, die die im
wiederkehrende Rolle des sich in feiner
freiheit wie ein Wärtiger fühlenden Bomen
des bespötielt; es sind nicht nur die Komme
die immer wieder von der Entfremdung
Chaganten leben, es liegt dem auch ein ganz
Stück Tragik aus dem Leben zugrunde. Das
Problem ist indessen zu ernst, als daß man
mit einem bequemen „c'est la vie“ ab-
kömte. Der Frau steht es zu, hier eine St-
zu finden. Und wir haben ernsthaft Frauen
den Person ein lebendes Beispiel dafür
die das sich Lösung finden läßt. Wo die
sich selbst treu geliebt ist, oder mo sie sic-
ihrem Frauentum zurücktrete, da mo die f-
gefunden zu einer dauernden Kameradsch-
die Frauen als Blumen – Frauen als J-
leben der Männer! Beides ist unricht-
Frauen sollten zu stolz sein für beides!

rech|trauen|bitten|zu|loß|ein|in|Gott
weil
durch

Schafft mehr Heimarbeit!

von Dr. Max Wagner-Grünwald.

Die Zeiten sind längst vorüber, da der Mann allein die Kosten des Haushalts bestritt. Nicht nur in den unteren Volksschichten, sondern gerade auch im Mittellande finden wir heut' oft Familien, wo die Frau „mitbedienen“ muß. Das Leben ist ungleich teurer geworden, als es zu Vorkriegszeiten war; trotzdem gibt es heutzutage noch immer Menschen, die einen Haushalt gründen, ohne sich ernsthaft darüber klar geworden zu sein, daß gerade hier ein neuer Haushalt relativ mehr kostet, als ein bestehender; und wo nur der Mann für den Verdienst zu sorgen hat, da melden sich dann nur zu oft Mist und Sorgen an, die den häuslichen Frieden arg gefährden. Solche unbedachten Naturen haben sich die Folgen für ihre Torheit selbst zuzuschreiben; wie aber ist es bei denen, die erst durch den Krieg oder durch unvorhergesehene Fälle, schwere Krankheit u. s. w. dazu gezwungen werden, sich umstellen zu müssen? Ist genug haben sie nicht die geringste Vorbildung für irgend einen Beruf; andererseits ist ihnen auch vielleicht die Möglichkeit genommen, außerhalb des Hauses sich ihren Erwerb zu holen, so retten sie sich zu dem letzten Mittel, der Heimarbeit, dieser Verzichtsmöglichkeit, die in den letzten Jahren zu einem allseitigen Ausmaß angewachsen ist.

Heimarbeit! Sie wird schlecht bezahlt. So schlecht, daß man kaum versteht, wie es möglich ist, daß die Leute sich dennoch um sie reihen. Es gibt nur sehr wenige Arten der Heimarbeit, die verhältnismäßig gut bezahlt werden, wie etwa das Adressiren schreiben; Stricken, Häkeln, Wäschnähen u. a. wird sehr schlecht gelohnt. Vergleicht man die Summe, die hierfür den Arbeiterinnen gezahlt wird mit dem, was die Geschäfte sich mehrbezahlen lassen von der Rundschiff, so schüttelt man den Kopf. Aber — die Not treibt die Leute dazu und die Gemüthlichkeit, die dauernden Verdienst zu haben, während sie etwas für dieselbe Arbeit von der „Privatkundschaft“ ungleich höher bezahlt würden, die Aufträge dann aber natürlich nur vereinzelt eingeht. Obendrein nehmen die Geschäfte naturgemäß nur durchaus einwandfreie Arbeit an, während die Privatkundschaft weniger kritisch sein dürfte. Dennoch macht sich dauernd ein größerer Bedarf an Heimarbeit bemerkbar. Einmal, weil in den Außenherrien nicht einmal die männlichen Arbeiter untergebracht werden können, sondern — selbst heute noch, wenn auch sehr vereinzelt, abgearbeitet werden. Sodann, weil man doch im Meer einen geringeren Verdienst gegenüber der weit besser bezahlten Arbeit im Aufendienst vorzieht, wenn man dabei das Haus übermachen kann. Es gibt unzählig viele Menschen, die gut außerhalb des Hauses sich ihren Erwerb suchen könnten, die aber die Heimarbeit aus purer Bequemlichkeit wählen.

In Wahrheit wäre es zu begrüßen, wenn die Heimarbeit nur an diejenigen abgegeben würde, die auf sie angewiesen sind: Vornehmlich die Mütter! Gerade da, wo Frauen mütterlichen müssen, also in den unteren Volksklassen, ist es hundertmal nötiger, daß die Frau und Mutter dem Hause nicht entzogen wird, sondern ihm erhalten bleibt.

Oberfläch Gefes für die Frau ist heute noch oder richtiger gerade heutzutage: Das Heim Oberfläch Gefes für die Mütter heute noch und gerade heutzutage: Die Kinder. Mann und Kinder, der ganze Haushalt leidet aber darum, wenn die Hausfrau einen halben oder drei viertel Tag von Hause fort ist.

Darum: Lebt den Müttern die Heimarbeit und — schafft mehr Heimarbeit, denn es fehlt daran! Eine dauernde Heimarbeit wird immer, selbst bei der bekannt schlechten Ver-
fassung, aus den angegebenen Gründen willkom-
men sein. Und es läßt sich gut vereinen, neben
dieser Beispielbeschäftigung Haus und Familie

Table 1. Demographic characteristics of the study sample

Die Portiersfrau

Eine Bußtagsgeschichte von Paulrichard Hensel

Wer nie in einer großstädtischen Mietskuche gemohnt, wer nie als Student Kaffeetisch hatte, als Chemiker nie des Nachts nach Hause gekommen ist — wer nie die spärlichen, vor Neugierde schier herausquellenden Augen hinter dem kleinen Fenster neben der Haustüre sah und nie unter den üblen, das Haus vom Erdgeschoß bis zum vierten Stock verfeuchenden Gerüchen litt — der weiß nicht, was eine Portiersfrau im Leben des friedlichen Bürgers bedeutet. Und mir schien die Hütlerin des Hauses, das ich vor Jahren mit anderen Unglücklichen bewohnte, ein Musterbeispiel für die dreiflügeligen Wesen zu sein, denen man öffentlich in großem Maße ausweicht und denen man heimlich alle Qualen der Hölle an den Hals wünscht. Aber wir, die stets fluchtbereiten Bewohner der möblierten Zimmer, waren noch jung und übermütig und entfachten eher die Neugierde unserer Frau Müller — sie hieß wirklich nicht anders — zu einem Ausmaße, das die Frau fast sprenge, als daß wir uns wie die anderen Hausbewohner einschüchtern ließen. Denn niemand blieb von der mühsamsten und Jolietracht fäudenden Junge verschont. In der Wohnung des Postkutschers gab es Wangen, die Frau Gerichssohliger ging viel zu elegant und ließ ihr Kind hungern, der Monieur Schnecke besaß einen heimlichen Anschlag auf die Treppenbeleuchtung, und mit der kleinen Luise im Erdgeschoß war es nie geheimer, wenn sich die Mutter auf der Reise befand — das sind nur Beispiele von den Gerüchten, die niemand nachprüfen konnte, die aber immer wieder mit häßlichem Lächeln zugeflüstert wurden. Also diese Frau war schon, wie man auf gut Deutsch sagt, ein Drache.

Wenn aber die Frau ihre Freude daran hat, dachten wir, warum sollen wir ihr nicht Gelegenheiten geben? Es war mitunter böse, was wir anstellten. Aber es gab für unseren Uebermut keine größere Befriedigung, als etwa, nach einem vorher in der benachbarten Bierstube besprochenen Kriegsplan, die Neugierde der Müllerin dadurch auf die härteste Probe zu stellen, daß nacheinander ein Polizist, ein Depechenbote und ein Geldbriefträger nach mir traten. —

Eines Abends erlitt ich auf der regennassen Straße einen Unfall und humpelte mühsam nach Hause. Meine Wirte waren verzeiht, und ich wußte nicht recht, wie ich mir helfen sollte. Deutlich sah ich den gewohnten spärlichen Blick hinter dem Fenster der Portiersloge. Da — vielleicht war es mehr Spottlust als Notwendigkeit — klopfte ich an ihrer Türe und sagte ganz höflich:

„Frau Müller, ich habe einen schlimmen Fuß. Können Sie mir vielleicht mit etwas Salbe und Verbandzeug ausbelfen?“

Sie starrte mich mit offenem Munde an, als begriffe sie nicht. Ein paar mal klappten die mächtigen Kiefer aufeinander, dann sagte sie, selbst tonlos: „Warten Sie — ich komme mit.“

Also geschah es, daß ich, auf den Arm der geärrerten Frau gestützt, die Treppe hinauf ging, daß zwei zitternde Hände sich um den Verband meines Fußes mühten, für Feuer im Ofen und

einen heißen Tee sorgten, während ich auf dem Sofa lag und von meinem Mißgeschick erzählte. Hinterher sprach ich von meiner Mutter, meinen Lieblingen, von meinen Hoffnungen — der Tee war gut, das Zimmer warm, und ich stellte mir Befriedigung fest, daß ich mir auch am nächsten Tage — am Bußtag — Ruhe gönnen konnte.

„Bußtag!“ Es war, als hätte ich die alte Frau Müller mit diesem Wort aus dem Zubörsen ausgeschreckt. „Ich gehe nun“, sagte sie mit der wunderlichen Stimme, die mir so fremd erschien, „baldige Besserung!“ — Unschlüssig blieb sie an der Türe stehen, dann kam es halblaut über ihre Lippen: „Ich weiß, alle Schimpfen auf mich — noch nie hat mich einer um etwas gebeten, keiner spricht wie ein Mensch zu mir — ich bin nicht von selbst so geworden; ich bin alt — und allein.“

— Nicht, weil diese Frau vielleicht von nun an bisweilen einen freundlichen Blick hatte, dachte ich an diesen Bußtag zum ersten Mal mit Bewußtsein zurück, sondern ich bat ihr nun im Stillen vieles ab, was ich ihr getan hatte, weil ich ihr Los begriff, inmitten vielfältigen Lebens selbst vom Leben ausgeschlossen zu sein, einsam und mißachtet. Denn wer Böses gibt, hat es vorher empfangen; und wer Gutes geben will, dem muß man die Türe öffnen.

Und es ist gut, wenigstens an einem Tag im Jahre, mit den Schatten der an uns Vorübergegangenen darüber Zwiesprache zu halten.

zu betreuen. Vielleicht gäbe es einen neuen Weg, hier ein wenig zu helfen. Man sollte Frauen von denen man weiß, daß sie Heimarbeit übernehmen, viel mehr private Aufträge geben; man hat so durchaus keinen pekuniären Schaden, im Gegenteil: man bekommt dieselbe Ware wie im Geschäft, und — man hat geholfen, der Not entgegenzutreten. Die Geschäfte werden hierdurch wirklich nicht merklich geschädigt. Wir sollten auch andere Zweige der Heimarbeit herausfinden; etwa das Stricken von Kinderstrümpfen; jede Mutter weiß, daß selbstgeknüpfte Strümpfe eine längere Lebensdauer haben als gewebte, und kinderreiche Mütter, denen selbst nicht die Zeit bleibt, sollten von Heimarbeitern diese Arbeit machen lassen; sie sparen immer noch ein gut Teil dabei. Dies nur als Beispiel; es mag noch diesen und jenen Erwerbszweig geben, der beide Teile, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zutrifft. Helft, hier neue Möglichkeiten zu schaffen, im Interesse der Volksnot und im Interesse der Volksgesundheit.

Wenn das Kind wächst

Von Dr. Ilse Jagunn, Berlin-Charlottenburg.

Oft genug kommt die Mutter mit ihrem Kinde, das von der Schule gekommen ist, zum Arzt mit der angstvollen Frage: „Herr Doktor, was ist mit meinem Kind? Es war doch früher so rundlich, jetzt ist es nur noch Haut und Knochen, jede Rippe an dem kleinen Körper kann man zählen.“ Die Untersuchung ergibt dann sehr oft nicht ein völlig gesundes, sondern auch ganz normal entwickeltes Kind, das sich nur gerade in einer Periode der Streckung, d. h. in einem gesteigerten Längenwachstum befindet, das abgelöst wird von einem Wachstum in die Breite, mit dem dann die den Mütter so erwünschte scheinende Fülle und Dicke wieder hergestellt wird.

Es gibt zwei solcher Streckungsperioden im Kindesalter. Die erste fällt in die Zeit um das 5.—7. Jahr, die zweite in das 11.—15. Lebensjahr. Jede aufmerksam beobachtende Mutter weiß, wie die liebliche Fülle und Rundung der 2- bis 3-jährigen allmählich verschwindet, wie sich die Gestalt weckt, wie der kleine Hals sichtbar wird und wie dann allmählich aus dem schlanken oft ein magerer Kinderkörper wird. Da das ungefähr um die Zeit des Schulbeginns eintritt, pflegt, so wird oft der Schule daran Schuld gegeben, während die eigentliche Ursache in der zu verschiedenen Zeiten verschieden großen Wachstumsstärke liegt. Die ausgesprochene Magerkeit verschwindet in den folgenden Jahren, da im 9. und 10. Lebensjahr das Breitenwachstum erheblicher wird, um aber bald — in der Zeit der beginnenden Reife — erneut einem starken Längenwuchs zu weichen. Das ist die

Zeit, wo bei den Mädchen die Kleider in jedem Jahr ein großes Stück zu kurz werden, wo die Mädel und Jungen nicht wissen, wo sie mit ihren langen Gliedmaßen hinollen. Und auch hier folgt mit dem Fortschreiten der Entwicklung ein lebhafteres Breitenwachstum und besonders bei den Mädchen die Zunahme des Fettpolsters, die die Formen wieder rundet und den Körper allmählich die Gestalt des Erwachsenen gibt. Aber nicht nur der Körper als Ganzes, sondern auch seine verschiedenen Teile zeigen starke Wachstumschwankungen. Bekannt ist der unverhältnismäßig große Kopf der Neugeborenen; seine Länge beträgt ein Viertel, die des Schulkindes ein Sechstel, und die des Erwachsenen ein Viertel der gesamten Körperlänge. Von besonderer Wichtigkeit sind die Wachstumsverhältnisse des Herzens. Wer ein kleines Kind beobachtet, wird sehen, daß es mit großer Fixiertheit beim Spielen hin- und herläuft, sich aber bald bei der Mutter für kurze Zeit ausruht, um dann wieder seinen schnellen Lauf zu beginnen. Das entspricht den kindlichen Herzverhältnissen, die auf kurze Zeit einer verhältnismäßig großen Anstrengung gewachsen sind. Deshalb ist es auch viel vernünftiger, ein Kleinkind auf Spielplätzen nach eigenem Willen spielen — toben und sich ausruhen — zu lassen, als es durch stundenlanges Spaziergehen an der Hand der Erwachsenen anzufrängen.

In der Zeit der Entwicklung nun, in der das Herz relativ klein ist und die Blutgefäße entsprechend dem gesteigerten Längenwachstum sich gleichfalls strecken und damit eng werden, sind die Herz- und Kreislaufverhältnisse besonders ungünstig, und hier ist auch Schonung am Platze, nie aber äußerster Anstrengung, wie sie besonders bei Wettspielen und Kämpfen gefordert wird, die gerade dem, in dieser Zeit besonders lebhaften Ehrgeiz der Jugendlichen entsprechen. Die Erkenntnis hiervon beginnt sich Bahn zu brechen, sie ist aber doch noch nicht so allgemein verbreitet, daß es nicht wünschenswert wäre, immer wieder darauf hinzuweisen. Wenn so die Mutter etwas über die normalen Wachstumsverhältnisse des Kindes weiß, wird sie sich manche überflüssige Sorge ersparen, zugleich aber durch verständnisvolle Fürsorge verhindern, daß ihrem Kinde Schäden erwächst.

Witterung, Mode u. Gesundheit

Von Bertha Witt.

Man pflegt gern unsere heutige Frauenmode für die oft gefährlichen Erkältungskrankheiten verantwortlich machen zu wollen — ein Vorwurf, der jedoch wohl stark übertrieben oder nur teilweise berechtigt ist. Wäre es richtig, so würden ja eigentlich nur streng der Mode huldigende Frauen unter solchen Krankheiten zu leiden haben und aller Witterungsunbill nur

schlecht gewachsen sein; die Erfahrung zeigt aber, daß gerade auch Stärkere, Vorsichtiger und nicht zum mindesten Vertreter des „starken“ Geschlechts unter solchen mit der Witterung zusammenhängenden Krankheitsrisiken oft nicht unmerklich zu leiden haben, obgleich hier „Entfaltungen“, wie man sie der Frauenmode vorwirft, nicht vorliegen. Die „verhehlte Welt“ unserer Mode — die zu kurzen Röcke, zu dünnen Strümpfe, zu leichte Kleider bei einer oberen dichten Vermummung in Pelzen — lagt man, müsse nach der alten Regel „Fuße warm und Kopf kalt“ gesundheitsschädlich sein und Unheil stiften.

Bei einer sachgemäßen Betrachtung wird man davon ausgehen müssen, inwieweit unser Körper eine Schutzkleidung braucht und in welcher Weise die Mode sie uns im Gegensatz zu früher bietet. Feststeht, daß der Körper, der fast alle lebenswichtigen Teile und Organe umschließt, den meisten Wärmeschutz benötigt, während die Glieder gegen Kälte weniger empfindlich sind. Darum kann man bei entsprechend durchwärmten Räumen der Mode der „nackten“ Arme huldigen, ohne Kälte zu empfinden, darum vermag man auch jene dünnen Strümpfe selbst auf der Straße zu tragen, da man an den Waden nicht friert, genau so, wie Kinder nicht frieren, die man ohne Schaden und oft selbst im Winter mit halben Socken herumlaufen läßt, — es sei denn, die Kälte falle erheblich unter den Nullpunkt. Größeren Wärmeschutz verlangt indes der übrige Körper. Man muß jedoch einmal die irrtümliche Ansicht aufgeben, daß die Kleidung Wärme schafft und möglichst viel übereinander gehäufte Kleidung Wärme erzeugt. Die nötige Wärme entwickelt der Körper durch seine natürlichen Funktionen, während die Kleidung nur die Isolierung ist, die das zu rasche Entweichen der Körperwärme und das Eindringen der Kälte verhindert. Dieser Wärmeausgleich vollzieht sich bei geringer Temperatur schneller, deswegen verlangen wir im Winter draußen eine dichtere Kleidung. Es kommt aber nicht auf Kleiderfülle, sondern auf zweckmäßige Beschaffenheit der Kleidung an, und da darf man wohl sagen, daß die heutige Mode der entsprechenden Unterbekleidung der Dame Rechnung trägt. Wer, an alten Anschauungen hängend, die heutige Verbannung der Unterwäsche zugunsten der schlanken Linie beklagt, der lasse sich überzeugen, daß das geschlossene, wolkenartige Dufend übereinandergehaufte Untertrüde sehr gut zu ersetzen vermag.

Daß das Bein weniger Wärmeschutz verlangt, wurde schon gesagt. Bei starker Kälte und größerer Empfindlichkeit in den Knöcheln steht überdies ja auch entsprechend wärmere Material zur Verfügung. So bringt der Handel neuerdings seine fleischfarbene Woll-Unterziehstrümpfe, die unter seidenen Strümpfen getragen sind und die die ungeschönten Hosen-

Bußtag

Skizze von Paulrichard Hensel

Nachdenklich legte Robert Lund den schmalen Buchstabenband aus der Hand. Was das nicht merkwürdig! Monat für Monat geht das Leben seinen strengen Gang und läßt keine Zeit zum Besinnen und Ausruhen — plötzlich liegt man in einer illustrierten Zeitschrift einen Namen, der seinen lieben Klang nicht verloren hat und Erinnerungen aus einem Leben, das anders war, sind da, die nicht mehr loslassen. Man sucht weiter nach dem Namen und findet dieses Gedächtnisbuch mit den zurückhaltenden und doch so viel verräthenden Versen. . .

Was hatte das Leben gebracht, seitdem seine Wege sich von Karin Wikk getrennt hatten? Raum wußte Lund heute noch zu sagen, welche Torheit, welches Mißverständnis zwischen sie, die an eine Ewigkeit des Verbundenseins geglaubt hatten, getreten war. Vielleicht hatte er zu viel vom Leben gemolmt und eingesehen, daß er nur wenig geben konnte. Und nun, während in der Saft seiner Reaktionsfähigkeit die Türen seines Herzens eingestößt waren, war Karin Wikk eine Dichterin geworden und wohnte nördlich weit draußen in einem Vorort — gewiß hatte sie gut geheiratet und war glücklich geworden. . .

Lund blätterte in seinem Kalender. Morgen war Bußtag, ein freier Tag, aber doch ein Tag mit einer bestimmten Abicht. Da konnte er hinausfahren, vor dem Haus eine Weile stehen und vielleicht Karin Wikk sehen, nur sehen wie ein heimlicher Wanderburde über die Bäume in verschlossene Gärten schaut, — das wäre sein Bußtag, mit dem er innerlich ganz allein fertig werden müßte. Und am Donnerstag ginge das Leben weiter, als hätte es keine Atempause erlebt. . .

Bekommen stieg am anderen Tage nach der langen Fahrt in den südlichen Vorort Robert Lund die Treppe von dem Bahnhof herunter. Gewiß, die Erinnerungen waren übermächtig

da, aber er hatte seit der Trennung von Karin Wikk nichts mehr von ihr gehört. Das letzte Zeichen, das Deutchen in den Augen — das war schon viele Jahre her. Trieb ihn Neugierde oder Sehnsucht, diesen Weg zu gehen? Er schritt langsam durch den trüben Tag wie ohne Willen.

Dann stand er vor dem halb hinter Bäumen versteckten Haus. Ihn fröstelte. Niemand war auf der Straße, nur ein Briefträger kam, warf eine Zeitung in den Kasten an der Gartentür und klingelte. Ein Hund schlug an und aus einem Seitengang kam ein etwa zweijähriger Knabe gelaufen, der, an dem Bitter angelangt, neugierig auf den fremden Mann draußen sah. Hinter ihm erschien eine schlanke Frau, zögernd zuerst, verwundert, — unwillig über den zudringlichen Beobachter nahm sie das Kind an der Hand, um es zurückzuführen — dann weilten sich ihre Augen in plötzlichem Erkennen — „geh! ins Haus, Werner“, sagte sie erregt, — und blieb gebannt mitten auf dem Kiesweg stehen.

Da wußte Robert Lund in der unerwarteten Begegnung kein anderes Wort als das schlichte: „Guten Tag, Karin.“

Das Gesicht der Frau war unbewegt. „Was willst du?“

Sie sah sich hastig um. Dann trat sie auf die Straße hinaus. „Man braucht uns vom Hause aus nicht zu sehen.“ Sie trat ein paar Schritte zur Seite.

„Die Rolladen sind geschlossen“, sagte Robert.

Ein bitteres Lächeln zuckte über Karin Wikk's Gesicht. „Da oben wohne ich nicht. Ich habe nur zwei Räume im Erdgeschoß. Aber ich bin froh, daß ich das habe.“

Zögernd kam die Frage: „Und Dein Mann?“

„Er starb zwei Monate, ehe das Kind zur Welt kam.“

Betroffen blickte Robert Lund zu Boden. Er war hergekommen, um im Hinblick des fremden Glückes, das er selbst hätte gewinnen können, für seine Schwäche und Mätschigkeit zu büßen, und fand eine Frau, deren Gesicht von Kämpfen und Leid müde geworden war. Und als er sie sah, erregte sie seine Gedanken, sagte sie mit einem schmerzlichen Lächeln:

„Ist es Zufall, daß Du heute hier vorbeikommst? Oder wolltest Du mich erinnern, daß wir beide heute lachendere Gesichter haben könnten, wenn ich damals friedfertiger und gläubiger gewesen wäre?“

Da wurde der Mann rot vor Scham. Daß die Frau auf sich nahm, was er selbst als Schuld empfunden hatte, öffnete sein Herz und ließ Worte über seine Lippen kommen, die Karin Wikk das graue Leben vergessen ließen.

„Sprich nicht so“, sagte er, „ich weiß, ich habe Dir weh getan — aber ich weiß jetzt auch, daß dieser eine Tag im Jahre nicht dazu dient, in Reue mit dem Vergangenen fertig zu werden, sondern erst mit der Buße zu beginnen. Dein Knabe kennt nicht seinen Vater. Wenn Du ihn nun sagst: Er war fort und ist nun wieder gekommen und bleibt — und wenn Du mich siehst und das Kind, dessen Herkunft ich nicht kenne, fangen läßt — willst Du mich nicht damit büßen lassen?“

Karin Wikk sah ihn ernst in die Augen. „Ich danke Dir. Denn diese Abicht ist so gut wie die Tat. Das machst mich froh. Besser aber ist, was ich in den letzten Jahren lerne: Nicht in Buße ein Leben zu verbringen, sondern so zu leben, daß nichts zu bereuen und gut zu machen bleibt. Das bedeutet für uns beide: ein Neubeginnen — und das muß jeder für sich allein versuchen.“

Sie gaben sich schweigend die Hand. Eine Gartentür fiel leise klappend ins Schloß. Regen tropfte von den Bäumen.

Die 4. deutsche Spitzenmesse

In Berlin hat nunmehr ihren Abschluß gefunden. Ihre Leiterin, Frau v. Demitz, sprach namens der Arbeitsstelle zur Förderung deutscher Spitzenkunst und führte besonders aus, daß dieses Ereignis, welches nun zum 4. Male sich führt, den deutschen Frauen, deren fleißige Hände die „Spitzenkunst“ in unendlicher Mühe ausführen, wiederum für zwei Jahre Arbeit und dadurch Verdienst gegeben habe. Viele deutsche Erzeugnisse wurden gezeigt, während man in früheren Jahren hauptsächlich fast ausschließlich französische, belgische und italienische Erzeugnisse beachtete; heute hat die deutsche Spitze sich durch ihre Ausführung und Qualität bereits große Geltung verschafft, wozu auch gerade diese Spitzenkunst im besonderen beiträgt. Blauen sandte in handbühner Zartheit gezeichnete Spitzen, ebenso wie in ornamentaler Plastik, Dresden und Leipzig stellten duftige Webstühle aus. Maschinengeknüpfte Erzeugnisse sahen wir von Eberfeld-Barmen kommen und die Menge der Seimarbeiterrinnen drückte auch der maschinell hergestellten Spitze noch die letzte feine ausdrucksvolle Wirkung auf; auch werden alte belgische, italienische oder Valenciennismuster nachgeahmt. Eine große Anzahl antiker Spitzen, je nach dem Zeitalter überliefert in Bittinen von Dr. Wolfgang Bruhn, dem Leiter der Vipperfelder Bibliothek, geordnet, waren mit Bildern aus dem Museum illustriert worden. Ausruhe der Bewunderung hörte man allerseits von Seiten der Damenwelt ob dieser Perlen der Spitzenkunst. Spitzen aus Retzella des 17. Jahrhunderts, welche aus allem Familienbesitz der Herzogin Schaumburg-Lippe entliehen waren, erregten Entzücken; wie ja überhaupt die Retzella mit zur ältesten Spitze gehört, und wie wir sie sogar schon im 16. Jahrhundert aufgeführt finden. Das 18. Jahrhundert bringt a four Erzeugnisse mit Hochfickerei, Klappelspitzen aus Italien, Flandern, Brabant, von denen man sagt, daß sie früher in geschlossenen Kellern genäht wurden und nur der Lichtstrahl einzig auf die mühselige Arbeit fiel; Klappelspitzen aus Alençon und wertvolle Belgischfickereien in so unendlicher Mühe hergestellte von längst vergangenen Frauenhänden, doch wie als Witschweltern nur andachtsvoll saunen und — davon lernen können. Klappelspitzen des 19. Jahrhunderts auf Tülle appliziert, irische Spitze, deren Entfaltung einem Priester, welcher gelegentlich einer Sängersnot den Frauen Irlands Verdienst und Brot schaffen wollte, zugeflickt wird, sah man in feinsten Ausführung. Aber auch die moderne Häkel- und Strickarbeit bringt in allen Variationen

als Lächer, Jumper, Westen, Mützen usw. diesmal ein ganz neues Material, eine modernere Wolle, die „Kometenwolle“ heraus. Im Angedenken an all die vielen Schäden, welche die bescheidenen Tiedchen (benn sie freisen ja nur Lächer) verursachen, werden wir die Erfindung besonders begrüßen.

S. D. Büste 10.

Das Land indischer Kinderwitwen

Gandhi, gegenwärtig bekanntlich Indiens bedeutendster geistlicher Führer, beantragte kürzlich eine an ihn gerichtete Aufsicht von Studenten des indischen Pachappa College, die sich mit einigen sozialen Reformen des Landes befaßte, in einem öffentlichen Brief, der in Indien allgemeines Aufsehen erregte. Den inhaltlichen Kern dieses Schreibens, das Gandhi mit der ihm eigenen Schärfe und Klarheit abgefaßt hatte, bildete ein heftiger Angriff auf die traditionell geheiligte Kinderwitwenhaft bei den Hindus. Gandhi bestreitet hier ganz entschieden, daß der reine Hindu glaube in irgend einer Weise die Beibehaltung dieser barbarischen Einrichtung rechtfertige. „Ich habe oft zu Gott gefleht, mich nicht länger Zeuge dieser grausamen Tragödien sein zu lassen“, heißt es dort an einer Stelle. Dann folgt ein zündender Appell an die gesamte indische Studentenschaft, im ganzen Lande dieses Uebel der Kinderwitwenhaft mit Stumpf und Stiel auszurotten. Die gebildete männliche Jugend Indiens wird darin zum Entschluß aufgefordert, hauptsächlich vernünftige Mädchen zu heiraten und diese Abicht aller Welt zu verkünden. Die Kinderwitwenhaft, wie sie der starrgläubige Hindu fordert, ist nach Ansicht Gandhis ein Frevel am stillen Empfinden jedes Menschen. „Bei Ihrem Ringen um Wahrheit und Erkenntnis fassen Sie diesen Entschluß!“ schließt der Aufruf. Als Indiens kommende Führer ist es Ihre heilige Pflicht, diesem sozialen Elend durch Wort und Tat ein Ende zu bereiten. Solange ein Hindu es zuläßt, daß ein Mädchen seines Stammes und Glaubens, als Kind schon Witwe geworden, um die heiligsten Rechte des Weibes betrogen wird, so lange besteht er keine wahre Religion, sondern nur eine Irrlehre. — Wer die Stellung Gandhis unter seinen Landsleuten kennt, kann ermessen, welche Bedeutung diesem warmherzigen Aufruf zukommt.